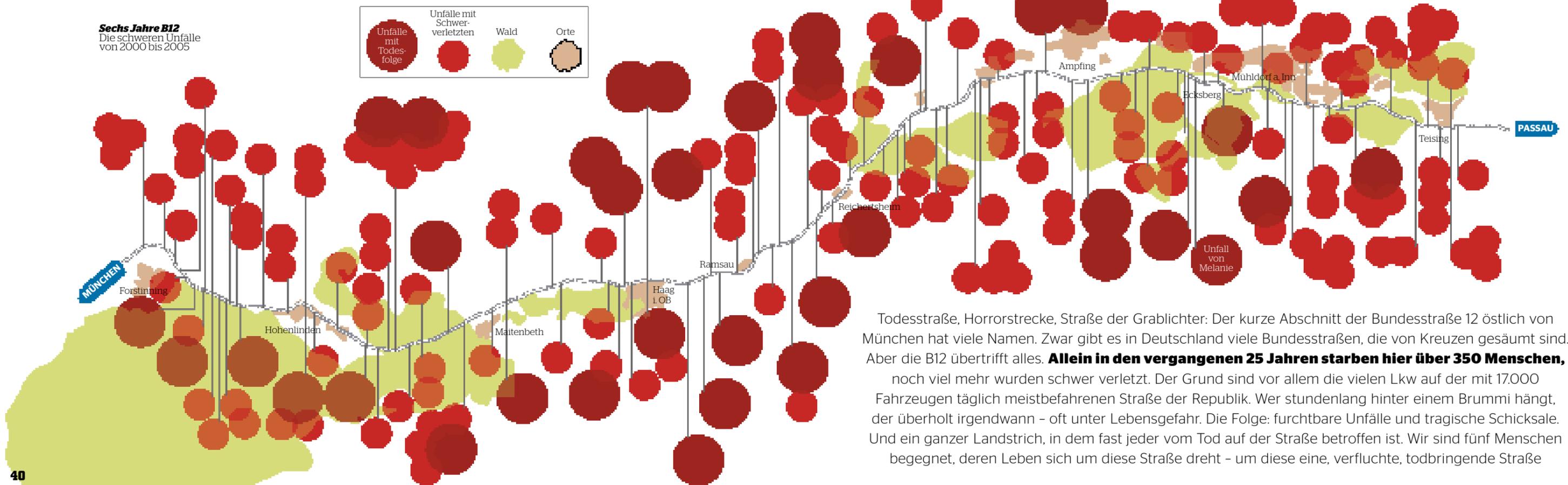


Der Kreuzweg

VON DETLEF DRESSLEIN UND FLORIAN JUNKER



Sechs Jahre B12
Die schweren Unfälle
von 2000 bis 2005



Todesstraße, Horrorstrecke, Straße der Grablichter: Der kurze Abschnitt der Bundesstraße 12 östlich von München hat viele Namen. Zwar gibt es in Deutschland viele Bundesstraßen, die von Kreuzen gesäumt sind. Aber die B12 übertrifft alles. **Allein in den vergangenen 25 Jahren starben hier über 350 Menschen,** noch viel mehr wurden schwer verletzt. Der Grund sind vor allem die vielen Lkw auf der mit 17.000 Fahrzeugen täglich meistbefahrenen Straße der Republik. Wer stundenlang hinter einem Brummi hängt, der überholt irgendwann – oft unter Lebensgefahr. Die Folge: furchtbare Unfälle und tragische Schicksale. Und ein ganzer Landstrich, in dem fast jeder vom Tod auf der Straße betroffen ist. Wir sind fünf Menschen begegnet, deren Leben sich um diese Straße dreht – um diese eine, verfluchte, todbringende Straße



Tod: Die Schwester von Gerhard Hamberger starb hier auf der B12 – kurz nach ihrem 18. Geburtstag

DER HINTERBLIEBENE

// Gerhard Hamberger, 28

Das Schwarzweißfoto hinter dem staubigen Glas des Bilderhalters ist ein wenig gelbstichig. Und es wellt sich auch schon. Das Bild zeigt etwa zwanzig junge Männer in Kutten, manche flaumbärtig, viele langhaarig, die stolz auf ihren Bikes sitzen und in die Kamera lächeln.

Oben links in der Ecke steckt ein Sterbebildchen: ein Passfoto im Halbprofil, markantes Gesicht, lange dunkle Haare.

Es ist das Foto von Franz Burker*. Er wurde nur 38 Jahre alt. Und er war der beste Freund von Gerhard Hamberger*.

Burker fährt an einem trüben Tag im Februar 2004 auf der B12 aus München heim in Richtung Mühldorf am Inn, als auf der Gegenfahrbahn ein Wagen zum Überholen eines Lkws ansetzt. Der Fahrer verschätzt sich, schert zu spät ein, berührt Franz Burkers Wagen an der Seite. Nur leicht. Aber fest genug, dass Burker ins Schleudern kommt, die Kontrolle über sein Auto verliert und frontal in den entgegenkommenden Lkw rast.

Es ist nicht das einzige Sterbebildchen, das Gerhard Hamberger besitzt. Der schlaksige, wortkarge Mann hat noch zwei: Sie zeigen seine Schwester Melanie* und ihre Freundin Susanne*. Melanie starb 20 Tage nach ihrem 18. Geburtstag im Kleinwagen ihrer Freundin Susanne. Auf der B12. Am Ecksberger Berg, kurz vor Mühldorf. Ein paar Minuten später wären sie zu Hause gewesen. Eine ältere Frau war offenbar übermüdet, geriet auf die Gegenfahrbahn und prallte frontal auf den Wagen der beiden Mädchen.

Sie waren sofort tot.

Wann das genau war? Gerhard Hamberger weiß es nicht. „Warten S', ich hol mal des Sterbebildl“, sagt er leise.

Ein junges Mädchen ist darauf zu sehen, dunkle Haare, herzliches Lachen. Sie blickt schräg nach oben, keck – als wollte sie das Leben herausfordern. Das Leben, das sie nicht leben durfte. „In unseren Herzen wirst du immer weiterleben“, steht da unter Geburts- und Todesdatum.

Kein halbes Jahr nach der Beerdigung seiner Schwester musste Gerhard Hamberger auf die seines besten Freundes. Beide hat er an dieselbe Straße verloren.

Hamberger hat keine Worte für das, was die Straße ihm zumutet. Das Datum, das Jahr, die Erinnerung an Freund und Schwester? Alles verdrängt. Nur so kann er weitermachen. Aber verstehen? Begreifen, warum der seit 30 Jahren zerdiskutierte und zerplante Ausbau der Autobahn A94 nicht vorangeht? Das kann er nicht.

Er hat die „Sterbebildl“, und er hat einen Kumpel im Rollstuhl, gelähmt. Autounfall, auf der B12, wo sonst. Aber wieso hadern, „schließlich kamma da nix ändern“. Gerhard Hambergers Schicksal ist nicht ungewöhnlich in dieser Gegend. Er selbst, sagt er, wäre im Nebel auch schon fast einmal „auf einen Laster draufgeschoben worden“. Beinahe-Unfälle gibt es hier fast jeden Tag.

„Mein Vater hat's auch noch nicht richtig verkraftet“, sagt Hamberger, „aber wir sprechen nicht viel darüber.“

Was soll er auch groß reden? Schließlich arbeitet er im Außendienst, repariert Drucker und Kopierer. Und fährt zu den Kunden. Auf der B12, jeden Tag. Vorbei am Kreuz, das den Namen seiner Schwester trägt. ■

*Name von der Redaktion geändert



Tragik: Auch Feuerwehrmann Thomas Göschl musste schon tote Freunde bergen

DER RETTER

// Thomas Göschl, 39

„Wir sind ja immer ganz vorn dran, weil wir die Verunglückten aus den Autos hebeln müssen. Oft mit schwerem Gerät: Rettungsschere, Spreizer, Greifzug, Seilwinde. Der Notarzt sagt, was wir tun sollen, und dann geht Gott sei Dank die Routine los. Ich tu einfach meine Arbeit und schau, dass alles gut läuft. Erst im Nachhinein, wenn man auf den Abschleppdienst und den Gutachter wartet, kommt man ins Grübeln. Manchmal holen wir einen Pfarrer und sprechen alle gemeinsam ein Gebet.“

Warum ich das mache? Vielleicht ist es meine Erziehung. Immer wenn jemand in Not ist, habe ich das Bedürfnis, rauszufahren und zu helfen. Freiwillige Feuerwehr auf dem Land, das klingt für viele nach lustigen Löschübungen in der Kneipe, aber hier in Haag, direkt an der gefährlichsten Stelle der gefährlichsten Straße der Republik, ist das ein brutaler Job.

Schon mit 16 Jahren, als ich angefangen habe, war ich bei einem ersten Einsatz mit Todesopfern. Und das ist bis heute so geblieben. Ich bin 39 Jahre alt und mittlerweile Kommandant. Es ist immer ein un gutes Gefühl, wenn ich nachts angerufen werde und ausrücken muss zu dem Trümmerfeld. Man riecht das verdampfende Öl, das Blut, man sieht Menschenfleisch zerfetzt rumliegen oder auch Knochen rausstehen. Anfangs hat mich das fertiggemacht.

Viele meiner jungen Kollegen haben Probleme. Ich schau mir das an, dann geh ich zu den Jungs, und wenn ich dann erzähle, dass dem das halbe Gesicht fehlt, dann ist sehr schnell klar, wer übrigbleibt und wer lieber im Hintergrund arbeitet. Ganz schlimm wird's natürlich, wenn einem die Autonummer bekannt vorkommt. In unserem kleinen Landkreis kein seltenes Szenario. Mir ist das einmal passiert: Die Mutter war tot, die Kinder saßen auf dem Rücksitz, beide lebten. Ich kannte die Frau, hatte im Betrieb ihrer Familie meine Lehre gemacht. Neben mir stand ihr Bruder, der ist bei der Feuerwehr im Nachbarort. ■

Fotos: Enno Kapitzka (3) und Moritz Röder für Playboy



Tatort: Seit mehr als 30 Jahren arbeitet Polizist Rabl auf der B12

DER POLIZIST

// Johann Rabl, 54

Sein ganzes Polizistenleben dreht sich um die B12. 15 Jahre pendelte Johann Rabl selbst auf der Strecke, heute ist der 54-Jährige für die Überwachung der Landstraße zuständig. „Wie man die B12 auch bezeichnet, als Todes- oder Horrorstrecke, es trifft zu“, sagt Rabl. Er klingt resigniert.

Denn er weiß: Mit Kontrollen kriegt man die Todesstrecke nicht in den Griff. Aber er tut, was er kann, um die Zahl der schweren Unfälle zu senken. In den Köpfen der Fahrer scheint die verstärkte Überwachung anzukommen, denn seit einigen Jahren sinkt die Zahl der Verkehrsverstöße. „Sonst beschwerten sich die Leute ja über Kontrollen, bei der B12 bekamen wir aber ein positives Echo“, sagt Rabl.

Wenn einer aus seiner Familie auf der Strecke unterwegs ist, hat der Ordnungshüter ein mulmiges Gefühl: „Jedes Mal wenn man sich zu Hause verabschiedet, denke ich: Hoffentlich geht es gut.“

Rabl hat schon viel gesehen auf dieser Straße, zu viel auch für ein Polizistenleben. Die Unfälle sind Fälle für ihn, von denen er im nüchternen Beamten-Stakkato erzählt: „Unfall in der Nacht, gegen den Baum gefahren, Fahrzeug gedreht, nicht angegurtet, mit den Füßen durchs Rückfenster geflogen, Körper durchgekommen und der Kopf im Auto geblieben.“ Nur Rabls Gesicht unter dem grauen Bart verrät seine Betroffenheit.

Manche Unfälle gehen einem besonders nah, die steckt auch der routinierteste Verkehrspolizist nicht so einfach weg. „Vor allem so makabere Sachen oder wenn Kinder sterben. Diese Situationen kann ich genau abrufen und weiß sofort, wann und wo das war.“

Aber wer Polizist an der gefährlichsten Straße Deutschlands wird, muss mit so was rechnen, sagt Rabl: „An der B12 gehört der Tod dazu.“ ■



Trost: Thomas Kulot hilft, die ersten Stunden nach der Todesnachricht zu überstehen. Bei Kindern auch mit einem Stofftier

DER HIOBSBOTE

// Thomas Kulot, 41

Es sind immer unterschiedliche Türen. Immer unterschiedliche Klingelschilder. Aber das, was dann kommt, ist immer dasselbe: Thomas Kulot versucht in diesen Sekunden, an gar nichts zu denken. Wenn er draußen hört, wie drinnen jemand näher kommt, für den in diesem Moment die Welt noch in Ordnung ist.

Kulot weiß genau, dass sie das in ein paar Sekunden nicht mehr sein wird. Wenn die Tür aufgeht und wenn dann die drei Männer – zwei Polizeibeamte und Thomas Kulot – auf der Schwelle stehen, dann ist nichts mehr wie vorher.

Thomas Kulot ist Leiter des Kriseninterventionsteams (KIT) beim Roten Kreuz in Mühlldorf. Er ist der Mann, der die „traurige Mitteilung“ macht. Und das muss er oft, dafür sorgt die B12. „Ich rede nicht lange rum, ich sage, was los ist: Ihr Mann ist tot.“ Und dann bleibt er.

Mal drei Stunden, mal – im Wechsel mit Kollegen – drei Tage. So lange es eben dauert, bis derjenige, dessen Leben

aus der Bahn geraten ist, halbwegs umgehen kann mit dem Schmerz. Mit diesem neuen Loch, das die Straße wieder einmal in das Leben der Menschen gerissen hat.

„Diese Scheiß-B12. Ich wusste, dass so etwas irgendwann einmal passieren wird.“ Solche Sätze hört Kulot immer. „Es gibt hier im Landkreis kaum eine Familie, die nicht betroffen ist.“

Jeder trägt oder, besser, fährt dieses unguete Gefühl mit sich herum. Auch Kulot selbst. Er hat jetzt einen großen 5er-BMW, in einem kleineren Auto hätte er zu viel Angst vor dem Heimweg. Wer einmal gesehen hat, sagt Kulot, wie ein Panda nach einem Unfall aussieht, der leistet sich ein großes Auto.

Thomas Kulot ist ein kleiner, kräftiger Mann mit freundlichem Boxergesicht: kurze Haare, Ohrring und eine Lücke zwischen den Schneidezähnen.

Als gelernter Rettungsassistent war er immer wieder mit dem Leid der Hinterbliebenen konfrontiert – und oft genug war die B12 schuld. So baute er vor sieben Jahren das KIT auf, dem heute acht ehrenamtliche Helfer angehören. Freiwillige, die intensiv psychologisch geschult sind. Über zwanzig B12-Todesnachrichten hat er schon übermitteln müssen – dabei kommen ja längst nicht alle Getöteten aus dem kleinen Kreis Mühlldorf.

Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. „Der eine schreit, der andere schweigt, der Nächste schlägt oder behauptet, ich sei ein Lügner.“ Eine ältere Frau war eine Stunde lang nicht davon abzubringen, etwas fürs Rote Kreuz zu

spenden, weil Kulot ja seine Uniform anhatte. Da wird's ja wohl um die Spende gehen, glaubte sie. Wollte sie glauben. Weil es doch nicht sein konnte, dass ihrem Mann etwas passiert war.

Das 17 Kilometer lange Teilstück der A94 bei Ampfing – für Kulot ist es schlichtweg eine „Gottesgabe“. Die Autobahn als der asphaltgewordene Lebensretter.

Kulot selbst hatte bislang Glück auf der Straße. Nur einmal, da saß er fest, weil nach einem Unfall die B12 völlig gesperrt war. Er konnte nicht vor und nicht zurück, sieben Stunden lang. Dabei hatte er es eilig. Während auf der B12 ein paar hundert Meter vor ihm gerade jemand starb, wurde in München seine erste Tochter geboren.

DER PENDLER

// Florian Schöps, 30

„Es ist ein Wunder, dass auf dieser Straße nicht noch viel mehr passiert. Wenn man hinter einem der vielen Laster festhängt, Zeitdruck hat, dann will jeder irgendwann vorbei. Dann sucht man nach der kleinsten Lücke.“

Immer wieder gibt es dann Situationen, wo es verdammt eng wird: Drei Wagen quetschen sich in voller Fahrt nebeneinander, die Außenspiegel berühren sich fast. Ich bin kein Angsthase, aber auf der Zwölfer stehen mir einfach zu viele Kreuze rechts und links der Straße. Früher habe ich auch noch überholt, aber es lohnt sich einfach nicht: Zwei Minuten später hänge ich eh wieder hinter einem Brummi. Ich bin die B12 auch schon mit einem schnellen BMW gefahren und hab alles rechts liegen gelassen.

Auf die ganze Strecke war ich fünf Minuten schneller als sonst. Das ist das Risiko nicht wert.

Unfälle habe ich auf der Zwölfer schon einige gesehen, vom leichten Blechschaden bis zum richtigen Crash. Einmal fuhr ich in dem Moment vorbei, wo die Helfer ein Todesopfer wegbrachten. Die Person auf der Trage war ganz von einem weißen Tuch bedeckt. So nahe wie auf der B12 ist man dem Tod selten.“ ■

„Auf der Zwölfer stehen mir einfach zu viele Kreuze rechts und links der Straße“

FLORIAN SCHÖPS,
PENDLER

